



LAURA BRODIE

STIMMEN IN DER
NACHT

ROMAN



Laura Brodie

Stimmen in der Nacht

Roman

Deutsch von
Britta Mümmeler

Deutscher Taschenbuch Verlag

Von Laura Brodie
ist im Deutschen Taschenbuch Verlag erschienen:
Ich weiß, du bist hier (24785 und 21313)



Deutsche Erstausgabe 2012
Deutscher Taschenbuch Verlag GmbH & Co. KG,
München
© 2012 Laura Brodie
Titel der amerikanischen Originalausgabe:
›All The Truth‹ (Berkley, New York 2012)
© 2012 der deutschsprachigen Ausgabe:
Deutscher Taschenbuch Verlag GmbH & Co. KG,
München
Umschlagkonzept: Balk & Brumshagen
Umschlaggestaltung: Wildes Blut, Atelier für Gestaltung,
Stephanie Weischer unter Verwendung
eines Fotos von plainpicture/Arcangel
Satz: Greiner & Reichel, Köln
Gesetzt aus der Sabon Antiqua 10,25/13
Druck und Bindung: CPI – Ebner & Spiegel, Ulm
Gedruckt auf säurefreiem, chlorfrei gebleichtem Papier
Printed in Germany · ISBN 978-3-423-24912-6

Für Rachel

*Die ganze Wahrheit sag, doch mild –
Gewinn liegt im Umkreisen
Zu hell für unsern schwachen Geist
Ist der Wahrheit Gleißer
Wie man den Blitz besänftigend
Erklärt dem kleinen Kind
Darf Wahrheit sachte schillern nur
Sonst werden alle blind –*

Emily Dickinson

Prolog

Emma hörte die Stimmen zum ersten Mal, als sie ihrer Tochter gerade liebevoll die Bettdecke über die Schultern zog. Leise Silben zogen draußen durch die Nacht und drangen durch das offene Fenster herein, die langen Vokale durchsetzt von den plätschernden Konsonanten des Bachs in dem weitläufigen Garten hinter ihrem Haus. Gelegentlich erklang das helle Auflachen eines jungen Mädchens, wie ein Kontrapunkt zwischen den tieferen Tönen. Dann war es wieder still.

Sie trat ans Fenster und sah hinaus. Ihr Blick wanderte die Anhöhe hinunter, vorbei am Sandkasten, an der Schaukel und an dem vom Blitzschlag gekrümmten Ahornbaum bis dorthin, wo der Mond seine schimmernden Strahlen ins Wasser tauchte. Und dort sah Emma sie – drei College-Studenten mit silbrig glänzenden Bierdosen in Händen. Um diese Jahreszeit tauchten sie oft hier auf, so wie Marienkäfer oder Kreuzspinnen. Umherziehende Partygänger, die in der letzten Woche vor dem College-Abschluss aus den Studentenwohnheimen ausschwärmten, um im Mondschein des ländlichen Virginia feuchtfröhlich zu feiern.

Eine Meile weiter westlich stellte der alte T. A. Hillyer den Absolventen jedes Jahr ein Stück seines Ackerlands als Zeltplatz zur Verfügung; eine Tradition, die er eingeführt hatte, als sein eigener Sohn aufs College gegangen war. Hillyer sorgte für mobile Toilettenkabinen, und die Studenten brachten Zelte, Bierfässchen und Gitarren mit und heuerten sogar Country-Bands aus der Gegend an, die die Ausschweifungen

unter sternklarem Himmel musikalisch untermalten. Schon am frühen Abend waren Melodiefetzen durch die Blätter von Emmas Pappeln gezogen. Sie hatte auf der vorderen Veranda ihres Hauses gestanden und den Akkorden nachgelauscht, wie sie in gefühlvollen Klangwolken gen Osten auf das Blue-Ridge-Gebirge zuschwebten. Gewöhnlich blieben die Studenten in der Nähe der Musik. Die drei, die sich hier auf ihrem Grundstück herumtrieben, gehörten wohl eher zu den Streunenden, zu den Einzelgängern, die sich lieber auf abgelegenen Wiesen trafen.

Ich bin selbst schuld, dachte Emma. In jedem Frühling lud sie die älteren Studenten mit Hauptfach englische Literatur zum Abschluss des Studienjahres zu einem Picknick ein und verteilte detaillierte Landkarten, sodass Unmengen fremder junger Leute sehr genau wussten, wo dieses ruhige Wiesengrundstück mit den Stockenten, den blaugrauen Fischreihern und den nebelverhangenen Bergen in der Ferne lag.

Die Uhr auf dem Nachttisch ihrer Tochter leuchtete: Viertel vor elf. Emma hatte Maggie am Abend länger aufbleiben lassen, weil sie am nächsten Tag keine Schule hatte. Nun drehte sich das Mädchen auf die Seite und murmelte: »Was sind denn das für Stimmen da draußen?«

»Studenten.« Emma drückte ihr einen Kuss auf die Stirn. »Jetzt schlaf schön. Ich schick sie gleich weg.«

Im Erdgeschoss nahm sie eine Strickjacke vom Haken neben der Tür und trat auf die kühle, mit Schieferstein geflieste Veranda hinaus. Rob besuchte seine Mutter in West Virginia, sonst hätte er sich darum gekümmert, wäre mit schweren Stiefeln hinausgestapft und hätte den Baseballschläger geschwungen, der an der Garderobe lehnte. »Sie nutzen dich aus«, sagte er immer. »Du bist viel zu nett zu ihnen.«

»Ja«, erwiderte sie jedes Mal. »Ich bin viel zu nett.« Jetzt lief Emma barfuß die Wiese hinunter. Sie spürte den feuchten Klee zwischen den Zehen.

In den Platanen auf der anderen Seite des Bachs funkelten

die Glühwürmchen. Gleich nach Sonnenuntergang waren sie zu Dutzenden in lautlosen Schwärmen aus dem Gras aufgestiegen, während Maggie ihnen quer durch den Garten hinterherjagte und sie mit hohlen Händen einzufangen versuchte. Maggie sah zu gern, wie die gefangenen Käfer einen Augenblick lang zwischen ihren Fingern herumkrabbelten, dann die Flügel spreizten und unbeeindruckt von der kurzen Unterbrechung ihres nächtlichen Treibens einfach wieder davonflogen. Mittlerweile schwebten die Insekten hoch oben zwischen den Ästen, und Emma vermutete, dass es wohl diese leuchtenden Baumwipfel waren, die die Studenten angezogen hatten – all die Lichter, die blitzten wie Hunderte von Kameras auf einem Rockkonzert.

»Hallo«, rief sie, als sie sich dem zum Bachufer hin abflachenden Gelände näherte. Das Gespräch der jungen Leute verstummte, und sie drehten sich nach ihr um. Emma kannte sie – es waren drei eher mittelmäßige Studenten, die sich im Herbst letzten Jahres durch ihr Überblicksseminar zur britischen Literatur gekämpft hatten. Aber wer weiß, vielleicht war es ja eine Art Wordsworth'scher Impuls, hier durch die Landschaft zu streifen und an mondbeschiedenen Bachläufen zu verweilen. Vielleicht waren diese biergetränkten Hirne kurz davor, das Konzept der Erhabenheit doch noch zu begreifen.

Jetzt sei nicht so, ermahnte Emma sich. Als sie im Alter dieser Studenten gewesen war, hatte auch sie Sechserpacks Bier in braunen Papiertüten herumgetragen und in Wäldern und an Flussufern nach Stellen gesucht, die sich am besten für eine Mitternachtsparty eigneten. Manchmal hatten sie und ihre Freunde sich an einem kleinen See niedergelassen, und einmal hatten sie sogar ziemlich angetrunken auf einem Friedhof Flaschendreien gespielt. Doch Emma hätte nie die Dreistigkeit besessen, einfach auf das Grundstück eines Professors vorzudringen. Aber das schien ja ohnehin der Unterschied zwischen dieser Generation und der ihren zu sein – die

unbedingte Anspruchshaltung der jungen Leute, so als wären die Erwachsenen nur dazu da, ihnen zu dienen.

Den einen der Studenten mochte sie ganz gern, den großen mit den braunen Haaren namens Jacob. Den ganzen Herbst über hatte er geredet wie ein Wasserfall, denn er war einer von denen, die stets eine Meinung zu allem parat hatten, ob es um Coleridge ging oder Keats. Wann immer die Diskussion im Seminar einen toten Punkt erreicht hatte, konnte man darauf setzen, dass Jacob sie wiederbelebte. Seine schriftlichen Arbeiten waren allerdings enttäuschend gewesen. Sie hatten zwar immer voll kühner Behauptungen gesteckt, an durchdachten Argumentationen, die seine Thesen dann auch belegten, hatte es aber gemangelt. Letztlich, so fürchtete Emma, war Jacob wohl vor allem ein Blender und ohne echte Substanz – dennoch, an einem langweiligen Nachmittag im Seminar war auch ein Blender nicht zu verachten.

Neben ihm stand ein junges Mädchen, dessen Namen Emma sich nie hatte merken können. Sie war völlig unauffällig in ihren ausgewaschenen Jeans und den unvermeidlichen Flip-Flops, und auch ihr schmales Gesicht und ihr glattes Haar, das weder richtig blond noch braun war, fielen nicht weiter auf. Im Seminar schien sie sich nichts mehr gewünscht zu haben, als mit den sie umgebenden Wänden zu verschmelzen, weshalb Emma versucht hatte, sie mit offenen Fragen aus der Reserve zu locken: »Was bedeutet das für Sie: ›Schönheit ist Wahrheit, Wahrheit Schönheit‹?« Doch das Mädchen hatte stets nur die Achseln gezuckt und gelächelt, da sie anscheinend annahm, dass eine Geste der Unterordnung ausreichen würde.

Als auch der dritte Student sich zu ihr umdrehte, zuckte Emma kurz zusammen. Den kannte sie nur allzu gut, diesen lustlosen, trägen Blonden – Kyle Caldwell, der Sohn eines ehemaligen Absolventen des Colleges mit Geld wie Heu. Kyle hatte eine Art an sich, ihr immer viel zu direkt in die Augen zu sehen, gerade so, als wäre jede ihrer Begegnungen ein

Wettkampf im Anstarren, den Emma letztlich doch verlieren würde. Als sie den Blick diesmal senkte, sah sie, dass der junge Mann bleiche, plumpe Beine hatte, die im Mondlicht leuchteten und sie an seine Aufsätze erinnerten – schwammig und von Plattitüden durchsetzt.

Trotzdem hatte sie Kyle aus feiger Großzügigkeit heraus die Note B gegeben. Nur selten fügte sie ihren Bs auch das gefürchtete Minus hinzu, das winzige Zeichen dafür, dass die Leistung eines Studenten unter dem inflationär gebrauchten Durchschnitt des Holford Colleges geblieben war. Vermutlich wollte sie sich damit den nörgelnden Protest der Studenten ersparen oder die Empörung der mit Adleraugen über ihre Kinder wachenden Eltern. Vermeidung von Konfrontation war Emmas Spezialität. Sie sah sich als eine Art intellektueller Hafenlotse, der sich von den roten Warnbojen fernhielt und stets nach der Hauptfahrrinne suchte. Aber wenn irgendwer ihren Zorn verdient hatte, dann dieser Kyle Caldwell, und das nicht wegen seines saft- und kraftlosen Verstandes – so etwas kam oft genug vor –, sondern wegen ihres Verdachts, dass Kyle ein Dieb war.

Einmal war er zu ihr ins Büro gekommen, um über einen Essay zu reden, den er am nächsten Vormittag abgeben sollte. Doch er hatte sich noch nicht einmal ein Thema ausgesucht und wollte, dass sie ihm eins nannte. Emma erschien er wie ein klaffender Schlund, stets bereit, alles, was sich ihm bot, zu verschlingen. Sie hätte ihn am liebsten hinausgeworfen und ihm seine so demonstrativ zur Schau gestellte arrogante Faulheit vorgeworfen. Doch stattdessen hatte sie bloß die übliche Mahnung von sich gegeben, dass die Studenten ihre Essays nicht erst in letzter Minute schreiben sollten. So würde ihm keine Zeit mehr bleiben, den Text noch einmal zu überarbeiten, keine Zeit mehr, ihn zu *verdauen*. Kyle hatte ihre Vorhaltungen hingenommen wie ein angeleinter Pudel, mit konzentriertem Blick und ohne auch nur ein einziges Mal mit der Wimper zu zucken, aber in dem sicheren

Wissen, dass er den Knochen letzten Endes doch bekommen würde.

Als er gegangen war, hatte Emma ihre Pinnwand in der seltsamen Überzeugung angestarrt, dass irgendetwas fehlte. War es ihr Herz oder ihr Mut? Waren es die intellektuellen Standards, die sie vor Jahren schon zugunsten von allerlei Kompromissen aufgegeben hatte? Sie konnte erst benennen, was genau fehlte, als sie das Stück am nächsten Nachmittag an Kyles Rucksack entdeckte – ein blau-weißer Button mit dem Slogan »Krieg ist keine Lösung«. Den musste er von ihrer Pinnwand genommen haben, als sie hinausgegangen war, um ein Gedicht für ihn zu fotokopieren. Es machte ihr nichts aus, dass er diesen Button jetzt hatte – sie waren dazu da, verteilt zu werden. Was sie wurmte, war das Gefühl, dass er sich damit auf subtile Weise über sie lustig machte. Denn neben den alten Bush/Cheney-Buttons, die seinen Rucksack verunzierten, nahm ihr Friedensappell sich klein und geradezu umzingelt aus.

Emma hatte in der Angelegenheit nichts unternommen, nur beruhigend auf ihr vor Wut schäumendes Inneres eingeredet. *Lass los, lass los.* Das war ihr Mantra in diesen Tagen. *Lass einfach alles los.* Sie brauchte ein Mantra, irgendetwas, das den Ärger linderte, der in ihr schwärte. Im Laufe der letzten Jahre hatte sich eine anhaltende Gereiztheit in ihrem Denken breitgemacht, und sie konnte nicht sagen, ob das ein Symptom des Drucks war, unter dem sie wegen der Festanstellung stand, oder eine Haltung, die zurzeit in der amerikanischen Alltagskultur um sich griff. Wut schien der neueste Zeitvertreib der Nation zu sein, wenn man an all die Verkehrsrowdys und den Wahn der Übermütter dachte, an all die hysterischen Superbräute, Extremzicken und Starköche direkt aus der Hölle. Wut war ein Verkaufsschlager geworden.

Emma konnte die Ursache ihrer eigenen Frustration nie genau benennen. Waren es einfach nur die schwierigen Studenten mit ihrer schamlosen Erwartungshaltung? Oder war es ihr

Institutsleiter, der sie immer nach ihrer Kinderbetreuung, aber nie nach ihrer Forschungsarbeit fragte? Oder ärgerte sie sich am meisten über die anonymen vorbeibrausenden Autofahrer, die ihre leeren Bierdosen und Schachteln von McDonald's im hohen Gras entlang der Straße vor ihrem Grundstück entsorgten? Jeden Nachmittag, wenn sie nach Hause fuhr, hingen wieder Plastiktüten in den Zweigen der Judasbäume.

Kyle Caldwell, der jetzt leicht angetrunken von einem Fuß auf den anderen wankte, schien alle drei ihrer Kümmernisse zu verkörpern. Das ganze Semester über hatte er Anerkennung für seine höchst mittelmäßigen Leistungen erwartet und sie noch dazu beharrlich mit »Mrs Greene« angeredet, egal, wie oft sie ihn mit einem »Professor« korrigierte. Und die Bierdose da in seiner Hand – die würde vermutlich in den Blüten der Wilden Möhren ihrer Nachbarn landen.

Diesem jungen Mann gegenüber empfand sie mehr Abneigung, als sie je irgendeinem anderen Studenten entgegengebracht hatte, und das lag nicht nur an dem fehlenden Button – dieses kleine Vergehen wäre leicht zu vergeben gewesen. Doch dann hatte sie, kurz vor den Abschlussprüfungen, plötzlich bemerkt, dass ihr Armband nicht mehr auf ihrem Büroschreibtisch lag. Es war ein loses silbernes Bettelarmband, ein Glücksbringer aus ihrer Jugendzeit, das sie oft neben ihre Tastatur legte. Sie hatte sein Verschwinden nach einer Fakultätssitzung bemerkt. Die Tür ihres Büros hatte offen gestanden, und als sie zurückkam, hatte sie die Veränderung im Raum sofort gespürt. Nachdem sie auf der Suche danach ganze Stapel von Unterlagen und Büchern durchwühlt hatte, fiel Emma ein, dass ihr auf dem Rückweg von der Sitzung Kyle im Flur entgegengekommen war, und zwar aus der Richtung, wo ihr Büro lag.

In einem Anfall von Verbitterung hatte sie sofort beim Sprecher des Ehrenkomitees der Holford-Studenten angerufen. Er studierte im Hauptfach englische Literatur und war ein ehemaliger Student von ihr, einer mit scharfem Verstand,

den sie respektierte. Doch als sie ihm ihren Verdacht, Kyle sei Kleptomane, geschildert hatte, reagierte der junge Mann skeptisch.

»Sie haben ihn das Armband also nicht nehmen sehen?«

»Nein, aber ich habe Ihnen doch gesagt, dass er meinen Button hat.«

»Diese Buttons gibt es überall. Woher wollen Sie wissen, dass es Ihrer ist?«

»Beweisen kann ich es natürlich nicht.«

»Hören Sie, wir können ein Auge auf diesen Studenten haben und mal sehen, ob es noch weitere Beschwerden gibt. Aber in der Zwischenzeit ... warum warten Sie nicht einfach eine Weile ab? Vielleicht taucht das Armband ja wieder auf.«

Er hatte recht. Emma hatte nicht gesehen, dass Kyle es mitgenommen hatte. Es gab keinen konkreten Beweis, und um ehrlich zu sein, neigte sie sogar dazu, Dinge zu verlieren. Es wäre peinlich gewesen, eine Anschuldigung zu erheben und dann einen Monat später das Armband hinter dem Schreibtisch wiederzufinden, wo es hingerutscht war. Also hatte sie sich gesagt: *Lass los. Mach nicht so ein Aufhebens darum.*

Doch als sie Kyle jetzt hier auf ihrem Grundstück mit einer Dose Budweiser in der Hand stehen sah – vermutlich hatte er auch schon auf ihre Blumen gepinkelt –, spürte sie, wie die monatelange Spannung plötzlich hochzukochen begann.

»Hallo, Professor Greene«, sagte Jacob. »Sorry, dass wir hier einfach so auftauchen.« Mit einem breiten Lächeln trat er auf sie zu. »Aber es ist eine so wunderschöne Nacht. Als wir hier vorbeikamen und den Schein des Vollmonds auf Ihrem Bach sahen, mussten wir einfach anhalten und den Anblick genießen.«

Jacob strahlte immer sehr viel charmante Höflichkeit aus, wenn er sprach, doch Emma vermutete, dass es reine Fassade war, auch wenn sie es zu schätzen wusste. Seine Aussprache war so klar, dass sie sich fragte, ob Jacob gar nichts getrunken hatte. Aber vielleicht war er auch nur der Typ, dem Bier

die Zunge nicht schwer machte und dessen Gedanken bei einem gewissen Blutalkoholspiegel schärfer wurden.

»Ich habe Ihr Auto gar nicht gehört«, sagte Emma. Er wies die Anhöhe hinauf, wo ein Range Rover am Straßenrand parkte. Die Studenten fuhren immer riesige Wagen, ohne je die gravierenden Folgen für Mutter Natur zu bedenken.

Emma sah zum Mond hinauf, der in diesem Moment hinter einer Wolke verschwand. »Ich muss Sie bitten, sich wieder auf den Weg zu machen. Meine Tochter versucht gerade einzuschlafen.«

»Aber sicher.« Jacob lächelte immer noch.

»Würde es Ihnen etwas ausmachen, wenn ich Ihre Toilette benutze, bevor wir fahren?« Das unsichtbare junge Mädchen hatte gesprochen.

»Natürlich nicht.« Emma zeigte auf das Haus. »Sie ist im Erdgeschoss, gleich neben dem Zimmer mit den Spielsachen.«

Kyle schloss sich dem Mädchen an und wankte die Anhöhe hinauf auf die beleuchtete Veranda zu. Noch während Emma ihnen nachsah, legte er dem Mädchen einen Arm um die Schultern, und sie brachen beide in Gelächter aus, sobald sie außer Hörweite ihrer Professorin waren. Emma tat einen Schritt, um ihnen zu folgen, denn sie wollte Kyle nicht unbeaufsichtigt in ihr Haus lassen. Doch Jacob redete immer noch.

»Man kann den Großen Wagen sehen, dort oben, verkehrt herum.« Er zeigte genau über ihre Köpfe in den Nachthimmel hinauf. »Und Mars, und Venus vermutlich.«

Doch Emma war nicht in Stimmung für eine Astronomiestunde. »Wenn mein Mann hier wäre, würde er Sie mit dem Baseballschläger verscheuchen.«

»Wie gesagt, sorry, Professor Greene. Aber das hier ist wirklich ein hinreißender Flecken Erde.«

Emmas Blick folgte dem Bach flussabwärts, über die Wiese ihres Nachbarn hinweg, wo das Skelett einer Scheune Wache hielt am Fuß des mächtigen Elephant Mountain. Die Schönheit der schwarzen Silhouette dieses Berges, die sich

vom Rüssel über die Stirn bis zum gewölbten Rückgrat des Dickhäuters abzeichnete, besänftigte ihre Gedanken. Dieser junge Mann war schließlich nicht das Problem. Jacob mochte Shelley.

»Was werden Sie nach dem Abschluss machen?«, fragte sie.

»Kyle und ich« – Emma zuckte zusammen, als sie den Namen des Diebes laut ausgesprochen hörte – »verbringen den Sommer erst mal im Strandhaus seiner Eltern. Und danach fangen wir an der Wall Street zu arbeiten an. Sein Dad ist ein hohes Tier bei einer Bank.«

»Was für ein Glück für Sie.« Abrupt drehte Emma sich um und ging zurück zum Haus. Wie schade, dass Jacob vorhatte, dem unbedeutenderen Stern seines Freundes zu folgen. Sie hatte das Gefühl, als hätte Kyle ihr noch etwas gestohlen.

»Sie und Ihr Freund scheinen ja unzertrennlich zu sein.«

»Ja.« Jacob nickte. »Wir sind schon zusammen zur Schule gegangen. Ohne mich hätte er es wahrscheinlich gar nicht geschafft. Ich hab ihm oft aus der Patsche geholfen.«

Und jetzt zeigt sein Vater sich erkenntlich, sinnierte Emma, aber nicht laut. Niemals laut.

Als sie das Haus betraten, sahen sie Kyle und das junge Mädchen die Treppe herunterkommen. Was hatten die beiden dort oben getan, fragte Emma sich. Etwa ihr Schlafzimmer durchsucht? Über ihre schmutzige Wäsche gelacht? Maggie aufgeweckt? Die Dreistigkeit dieser Studenten kann wirklich gar keine Grenzen.

Wenigstens dem jungen Mädchen schien es peinlich zu sein. »Danke fürs Toilettenebenutzen«, murmelte sie und lief auf die Haustür zu. Kyle folgte ihr schweigend, doch plötzlich sah Emma etwas Lilafarbenes aus seiner Hosentasche hervorblitzen.

»Einen Moment mal.« Sie stellte sich ihm in den Weg. Den Ansatz von Kyles Doppelkinn direkt vor sich, griff Emma ihm in die Gesäßtasche und zog eine etwa zehn Zentimeter

große Nixe aus Plastik mit glitzernden lila Haaren heraus. Jacob, der hinter ihr stand, stieß ein langgezogenes »Herrgott« hervor.

»Leeren Sie Ihre Taschen aus«, forderte Emma. Doch Kyle stand nur unbeweglich da.

»Leeren Sie Ihre gottverdammten Taschen aus.« Emmas Stimme war eine halbe Oktave tiefer geworden, ein böses Knurren, das sie normalerweise nur dann einsetzte, wenn ihr Mann Rob sich abends über eine Stunde verspätete und sich nicht einmal die Mühe machte, anzurufen.

Jetzt reagierte Kyle. Er stülpte all seine Hosentaschen nach außen, und etwa ein halbes Dutzend Polly-Pocket-Puppen purzelte auf den Boden, deren winzige nackte Gliedmaßen in elastischen Kleidern steckten.

»Du bist ja so scheißarmselig«, rief Jacob, der sich zu beherrschen versuchte. »Es tut mir leid, Professor Greene. Kyle ist ein Idiot.«

»Was wollten Sie denn damit?« Emma trat bis auf wenige Zentimeter an Kyle heran. »Eine Party steigen lassen? Sie für irgendein perveres Trinkspiel benutzen? Sie wissen doch, dass das Holford College einen Ehrenkodex hat. Ich könnte Sie hinauswerfen lassen.«

»Das könnten Sie sicher.« Jacob hatte seinen Freund am Ellbogen gepackt und führte ihn in einem weiten Bogen um Emma herum. »Aber er ist den ganzen Ärger doch gar nicht wert, oder?«

Sie folgte ihnen zur Tür, wo das junge Mädchen wartete.

»Raus aus meinem Haus«, fauchte Emma.

»Ja, Ma'am. Es tut mir wirklich leid, Professor Greene.« Jacob schob Kyle auf die Veranda hinaus und weiter auf den gepflasterten Gehweg. Als Letztes folgte das Mädchen, das den Arm hob, um die Fliegengittertür aufzuhalten.

Und in diesem Augenblick sah Emma das baumelnde Silber aufblitzen.

»Mein Armband!« Sie lief auf die Veranda hinaus und

packte das Mädchen am Handgelenk. Dann drehte sie sich zu Kyle um und hielt den Arm der jungen Frau in die Höhe, so als hätte diese einen Preisboxkampf gewonnen. »Sie haben mein Armband Ihrer Freundin geschenkt!«

Das Mädchen entwand sich ihrem Griff, rannte, sich das Handgelenk reibend, zu Kyle und warf Emma einen finsternen Blick zu. Jetzt fehlten sogar Jacob die Worte, ihm stand der Mund offen angesichts des Schmuckstücks.

Nur Kyle gelang es zu sprechen, und er murmelte etwas vor sich hin, das klang wie: »Die spinnt doch, die verrückte Schlampe.«

»Wie haben Sie mich genannt?« Einen Augenblick lang war Emma ganz benommen, überwältigt von dem Schwall wütender Wörter, die ihr durch den Kopf schossen und sich wie Pistolenkugeln durch ihren Mund Bahn brachen.

»Sie fetter, mieser kleiner Dieb! Ich melde Sie dem Ehrenkomitee! Ihren College-Abschluss können Sie vergessen!« Damit wirbelte Emma herum und riss die Fliegengittertür auf.

»Warten Sie einen Moment.« Jacob sprang die Verandastufen wieder herauf und kam mit versöhnlich ausgestreckten Händen auf sie zu. »Das wollen Sie doch nicht wirklich tun. Nur noch sieben Tage, dann ist Kyle sowieso weg. Und Sie werden ihn nie wieder zu Gesicht kriegen. Warum also all den Ärger auf sich nehmen?« Lächelnd sah er ihr in die Augen, und da erkannte Emma, dass sie den jungen Mann doch falsch eingeschätzt hatte. Er war nicht nur ein charmanter junger Blender, sondern ein ziemlich durchtriebener Kerl, ein Helfershelfer, ein aalglatter Opportunist, der seinem kriminellen Freund stets beistand.

Sie erwiderte sein Lächeln mit einem sarkastischen Grinsen. »Was? Haben Sie etwa Angst, Sie könnten Ihre bequeme Lebensfinanzierung verlieren?«

Jacobs Lächeln schwand.

Emma trat durch die Fliegengittertür ins Haus. Nie wieder würde sie sich so etwas gefallen lassen. Nie wieder würde

sie die nette Professorin sein, die lockere B+, die Frau, die Abgabetermine unbefristet verlängerte und einmal im Jahr zum Picknick einlud. »Kyle wird morgen Vormittag vom Ehrenkomitee hören.«

»Das können Sie doch nicht machen«, murmelte Jacob.

»Sie werden schon sehen«, erwiderte Emma und schlug die schwere Haustür hinter sich zu.

Nur dass sie nicht schloss. Nicht ganz jedenfalls. Denn Jacob hatte seinen Fuß in den Türspalt gestellt und drückte jetzt mit seiner Schulter gegen das Holz.

»Ich will nur mit Ihnen reden«, versicherte er.

Emma stemmte sich mit ihrem ganzen Gewicht gegen die Tür und versuchte, den eindringenden Fuß einzuquetschen, auch dann noch, als sie längst spürte, wie die Tür sich langsam immer weiter öffnete.

»Kommen Sie schon«, schmeichelte Jacob mit ölig glatter Stimme. »Lösen wir das Ganze doch auf andere Weise.«

Und plötzlich fiel Emma auf, wie dunkel die Bäume um sie herum waren und wie weit weg vom nächsten Nachbarn sie wohnte. Ihre Gedanken flogen zu ihren Küchenmessern, solide deutsche Klingen, die in einem Holzblock steckten und einladend die Griffe hervorstreckten, und beinahe hätte sie laut aufgelacht. All diese Jahre stummer Akzeptanz, all die Wut, die sie unterdrückt hatte, nur damit sie nun einen neuen Höhepunkt erreichte wegen des Fußes eines Studenten, der mittlerweile auch sein Knie, ja sein ganzes Bein in ihr Haus hereinzudrängen suchte.

»Nur auf ein Wort«, sagte Jacob. Doch durch die sich immer weiter öffnende Tür sah Emma, wie auch Kyle die Stufen zur Veranda wieder heraufkam, im Gesicht – ja, was eigentlich? – einen fast lächelnden Ausdruck.

»Nur auf ein Wort«, wiederholte Jacob, als Emmas Finger nach dem Griff von Robs hölzernem Baseballschläger tasteten. Von oben hörte sie ein ersticktes Wimmern von Maggie, die durch den offenen Spalt ihrer Zimmertür spähte.

ZEUGIN

»Überall war Blut – auf dem Boden, auf dem Läufer, auf der Flurkonsole. Es war alles so rot, dass ich dachte, Flammen würden die Wände hinaufzüngeln, und bei dem Gedanken an Feuer wollte ich nur noch eins: fliehen. Denn das war es, was meine Mom mir eingeschärft hatte für den Fall, dass es brennt. Schnellstens raus aus dem Haus.

Ich zog die zusammengelegte Strickleiter unter meinem Bett hervor, die an einem der dicken hölzernen Bettpfosten befestigt war. Mom hatte sie im Jahr zuvor dort angebracht, weil sie immer mit dem Schlimmsten rechnete. Sie war eine Frau mit einem regelrechten Sicherheitswahn, redete dauernd von Fahrradhelmen, Rettungswesten und Wasserfiltern. Wir hatten in jedem Zimmer Rauchmelder. Geräte, die den Kohlendioxidgehalt der Luft maßen. Dreimal hatte sie mir schon erklärt, wie ich aus meinem Zimmer herauskommen könnte, falls es brannte, aber ich war noch zu klein gewesen, um an die Metallhaken heranzureichen, mit denen man das Fenster öffnete. Ich war ja erst fünf.

In jener Nacht damals stand das Fenster bereits offen und ließ eine leichte Brise und fremde Stimmen herein. Ich musste nur noch das Fliegengitter aufmachen. Ich erinnerte mich ganz genau an die Anweisungen meiner Mutter: ›Siehst du diese metallenen Rechtecke? Und siehst du, wie ich sie jetzt mit den Fingern hineindrücke?‹ Ich war überrascht, wie leicht sich das Fliegengitter hochschieben ließ, als ich die magischen Knöpfe drückte.

Als ich die Strickleiter aus dem Fenster warf, schlug sie

hart gegen die Aluminiumverkleidung unseres Hauses, und ich hatte Angst, dass die Studenten auf diese Seite des Hauses gerannt kommen könnten, mich sehen und unten auf mich warten würden. Aber es kam niemand, und so kletterte ich auf die Fensterbank. Das hatte Mom mir nie vorgemacht, und sie hatte auch nie ausprobiert, ob die Strickleiter halten würde. Ihre Feueralarmübungen waren immer nur rein verbal gewesen: ›Krabble auf die Fensterbank, halt dich gut an der Leiter fest. Und dann steig ganz langsam hinaus und klettere die Sprossen hinunter, genau so, wie du es in der Vorschule auf der Strickleiter gemacht hast.‹

Aber es war nicht so wie in der Vorschule. Dort konnte ich den Fuß in die Zwischenräume der Leiter schieben, sodass ich auf den Holzsprossen gleich Halt fand. Hier hing die Strickleiter jedoch direkt an der Hauswand herab, und ich stieß mit den Füßen sofort gegen die Wand. Ich musste die Sprossen auf den Zehenspitzen hinuntersteigen, was besonders schwierig war, weil ich auch noch einen Eisbären trug. Schließlich konnte ich nicht ohne Sophie fliehen, die ich mir unter den rechten Arm geklemmt hatte. Also stieg ich ganz langsam hinunter. Zweimal rutschte ich trotzdem ab. Aber ich konnte mich jedes Mal festhalten. Hinunter, immer weiter hinunter, bis in unsere Rhododendronbüsche hinein, hinter deren dichte Blätter ich mich kauerte, bis ich sicher war, dass die Studenten nicht kamen.

Mom hatte mir eingeschärft, dass ich unter der größten Pappel auf sie warten sollte. Das war unser Treffpunkt für den Fall eines Brands. Aber ich wusste, dass sie nicht kommen würde. Ich musste mich weit weg vom Haus verstecken. Der Wald lag etwa dreißig Meter entfernt zu meiner Linken, schwarz und schrecklich, aber nicht so schrecklich wie dieser Fremde, der sich in unseren Hausflur hineingedrängt hatte. Um die schützenden Bäume zu erreichen, musste ich über offenes Wiesengelände laufen, und wenn die Studenten sich umdrehten, würden sie mich in meinem weißen Nachthemd

sehen. Doch ich durfte nicht mehr allzu lange hinter den Rhododendronbüschen hocken bleiben, denn dort würden sie mich auf jeden Fall finden.

Sophie an die Brust gedrückt, schlich ich vorsichtig im Schatten des Hauses an der Wand entlang, und als ich einen Blick um die Hausecke riskierte, sah ich im Verandalicht zwei der Studenten immer noch vor dem Haus stehen. Aber ihre Aufmerksamkeit war zu sehr gefesselt, als dass sie sich nach mir umgedreht hätten. Der Junge stand vor unserer Haustür, den Blick starr in den Flur gerichtet, und das Mädchen ... das Mädchen hockte auf den Knien und erbrach sich ins Gras. Zuerst dachte ich, es wäre der Anblick des vielen Blutes, von dem ihr so übel war. Aber inzwischen glaube ich, dass es das Bier war – das Bier und das Blut und die Furcht.

Da die beiden so abgelenkt waren, sauste ich auf die Bäume zu, hoffte, dass sie den weißen Blitz, der da durch die Dunkelheit schoss, nicht sehen würden. Das Gras war feucht und kalt, und manchmal trat ich auf etwas Hartes, aber ich weinte nicht. Ich verschwand einfach stumm wie ein Komet in der Nacht.«

»Und wie ging es dann weiter?«

Maggie öffnete die Augen und setzte sich auf, erschreckt von der tiefen männlichen Stimme. Normalerweise sprach der Arzt so leise, dass sie sich einfach zurücklehnen, die Augen schließen und in ihre Erinnerungen abtauchen konnte, während sie redete und immer weiter redete von »dem weißen Blitz ...«, »dem schwarzen Wald ...«, »den blutigen Wänden ...«. Das Blut schien dem Arzt besonders zu gefallen – er fragte sie immer wieder danach –, und deshalb betonte Maggie diesen Aspekt.

Sie musste wohl am Einschlafen gewesen sein, denn sonst hätte er sie nicht unterbrochen. Maggie wurde am Nachmittag oft schläfrig, und diese Couch war so bequem mit ihrem weichen Wildlederbezug und den dicken Kissen. Sie fuhr mit den Fingern gegen den Strich über den Bezug und hinterließ vier braune Streifen, dann sank sie, wie so oft, wieder zurück an die Lehne. Wie gern würde ich meine Beine hier auf diesem Wildleder ausstrecken, dachte sie, mich auf die Seite rollen und einfach stundenlang schlafen. Das wäre überhaupt die beste Therapie von allen: sich jeden Nachmittag in die Praxis des Arztes zurückziehen und schlafen. Irgendwo hatte sie mal gelesen, dass gerade Teenager besonders viel Zeit zum Dösen brauchten, denn sie waren wie schwangere Frauen, in denen neues Leben heranreifte.

Maggie hatte in den letzten Wochen nicht gut geschlafen. Ihre Träume waren wiedergekehrt; dabei hatte sie gedacht, sie hätte sie schon vor Jahren hinter sich gelassen. Doch

nun kamen sie erneut jede Nacht zurück, voll verworrener Fragmente: die Studenten, ihre Mutter, die Dunkelheit des Waldes. Damals mit fünf hatten sie jede Nacht regelmäßig schreckliche Albträume geplagt, in denen die immer gleichen Szenen, Wortfetzen und Farben auftauchten. Die erste Reaktion ihres Vaters war, einen Traumfänger zu kaufen, den er unter den rosa Baldachin ihres Bettes hängte mit den Worten: »Der wird die bösen Träume einfangen und dir die guten lassen.« Diese Vorstellung hatte Maggie so gut gefallen, dass sie sogar jetzt noch Traumfänger-Ohrringe mit kleinen Federn daran trug, die zu ihren langen rotbraunen Haaren passten und ihr bei jeder Kopfbewegung über die Wangen strichen.

Der rosa Baldachin hatte das Ende ihrer Grundschulzeit allerdings nicht überlebt und war durch Johnny-Depp-Poster ersetzt worden, sodass nun von der Decke über ihrem Bett Edward mit den Scherenhänden auf Maggie heruntersah.

»Das würde mir Albträume bescheren«, hatte ihr Vater schauernd gesagt, als sie das Poster anbrachte. Er hatte neben Maggie auf der Bettdecke gelegen und den jungen Mann mit dem wirren Haar und dem dunklen Lippenstift eingehend betrachtet, dessen traurige Augen nun also die ganze Nacht auf seine Tochter herabsehen sollten. Von der Zimmerwand gegenüber spähte anzüglich Sweeney Todd unter einer Frisur hervor, die der Braut Frankensteins würdig gewesen wäre, während sich Jack Sparrow einen mit schweren Ringen bestückten Zeigefinger an die Lippen legte. Rob seufzte. Was faszinierte seine Tochter nur so an diesen Dragqueen-Gestalten? Schon seltsam, dass ein Mädchen, das sich nie schminkte, bei einem Mann mittleren Alters so viel Eyeliner tolerierte.

»Johnny Depp ist cool«, erklärte Maggie. »Wenn der in meinen Träumen auftauchen würde, wären das bestimmt ganz *wundervolle*.«

Und sie hatte sich auf die Matratze gestellt und Edward mit den Scherenhänden noch mit Tesafilm einen Traumfänger an

die Brust geklebt, auf dass das über ihrem Bett baumelnde Band ihr Herz mit dem von Johnny verbinden möge. Seither hatte sich der Traumfänger jede Nacht langsam gedreht, mal rechtsherum und mal links, wie eine Wetterfahne, die auf den barometrischen Druck ihrer Wünsche reagierte.

Aber dieses Ding aus Band und Federn hatte die Albträume natürlich nie daran gehindert, sie im Schlaf heimzusuchen. Und deshalb hatte ihr Vater Maggie vor neun Jahren zu einem Arzt gebracht, den er ihr mit den Worten vorstellte: »Er ist ein lebender Traumfänger.« Dieser Arzt würde ihre Erinnerungen am helllichten Tag so filtern, dass sie sich nachts nicht mehr in ihren Schlaf schleichen würden, hatte er ihr erklärt. Und Maggie musste zugeben, dass der Mann von seinem Beruf wirklich etwas zu verstehen schien. Als sie in der ersten Grundschulklasse war, begannen ihre Träume allmählich zu schwinden, bis ihre wöchentlichen Therapiestunden auf eine im Monat reduziert wurden, und dann sogar auf eine jedes Vierteljahr. In den letzten fünf Jahren hatten sie den Arzt gar nicht mehr aufgesucht.

Doch jetzt waren die Albträume wieder da, und deshalb saß Maggie wieder hier auf dieser Couch und durchforstete ihre Vergangenheit, während der Arzt mit leiser Stimme, wie durch einen weichen Vorhang hindurch, mit ihr redete.

»Erzähl mir, wie es dann weiterging.«

»Sie haben den Traum doch schon hundertmal gehört.«

»Erzähl ihn mir noch einmal.«

Maggie fühlte sich an die Kinder erinnert, deren Babysitter sie war und die auch dieselben Gutenachtgeschichten wieder und wieder hören wollten. Vor allem die grausamen – mit Hexen, Wölfen und blutrünstigen Ungeheuern, die ganz wild waren auf das Fleisch kleiner Kinder.

Aber Maggie hatte keine Lust, ihren Traum zu erzählen, und betrachtete stattdessen ihre Fingernägel, die bis zu den blutenden Nagelrändern hin abgekaut waren. Letzte Woche noch waren sie lang und rot angemalt und mit schwarz-wei-

ßen Yin-Yang-Symbolen verziert gewesen, doch jetzt waren sie kurz und abgesplittert. Sie ballte die Hände zu Fäusten, verschränkte die Arme vor der Brust und ließ ihren Blick die cremeweißen Wände entlangschweifen, mit den Diplomen, die sie schon als Kind, Buchstabe für Buchstabe, studiert hatte. Kenneth David Riley. Swarthmore College, Columbia University New York, University of Virginia. Bachelor, Master, Doktor. Die akademischen Titel klangen wie Rollen in einem Sexspiel, und Maggie überlegte, dass es an ihr war, den Part der jungen Gespielin zu übernehmen, der Sklavin, der bis auf die Haut nackten Patientin.

Sie hatte nichts dagegen. Als Maggie letzte Woche nach all den Jahren ohne Kontakt wieder zu dem Arzt gekommen war, hatte sie etwas bemerkt, das ihr als Grundschulkind nicht aufgefallen war – nämlich dass Dr. Riley ein gut aussehender Mann war, dunkelhaarig, mit tiefblauen Augen und muskulösen Unterarmen, die sich anspannten, wenn er sich die Hemdsärmel hochkrempelte, was immer ein Anzeichen dafür war, dass sie in der Therapie auf etwas Ernstes zu sprechen kamen. Er war genau Maggies Typ – oder jedenfalls bildete sie sich das ein –, ruhig, intellektuell und von attraktiv grüblerischem Wesen. Wäre er zwanzig Jahre jünger gewesen, hätte er gut in den ›Twilight‹-Filmen mitspielen können, sein blasser Teint, das kantige Kinn und die markanten Wangenknochen waren wie geschaffen dafür.

Setzen Sie sich doch neben mich, hätte sie gern zu diesem liebenswürdigen Arzt gesagt. *Legen Sie Ihren Kopf in meinen Schoß, dann werde ich Ihnen meine Träume ins Ohr flüstern*. Ihr Blick blieb an seinen langsam grau werdenden Schläfen hängen, und sie seufzte. Wie schade. Sterblichkeit war doch etwas Schreckliches.

Der Arzt wartete, bis Maggies Blick über sein Gesicht gegliitten war. Dann sah er ihr direkt in die Augen. »Es hilft, den ganzen Traum zu schildern«, sagte er.

Maggie lächelte erbittert. Den ganzen Traum. Die ganze

Wahrheit, und nichts als die Wahrheit. Das war es, was sie alle von ihr wollten – einen Haufen grausamer Wörter –, weil sie das Mädchen mit der Geschichte war, die Zeugin eines Mordes, der sie in seltsamen, verzerrten Träumen immer wieder heimsuchte, sodass es schwierig war zu sagen, wie viel davon real und wie viel Albtraum war.

Maggie hatte nie jemandem die ganze Wahrheit erzählt.